

„Die Puritaner: Gründungsväter und Prügelknaben Amerikas“ in: Eduard Wiecha, hg., *Amerika und Wir: US-Kulturen, Neue europäische Ansichten*, München, (2006) S. 215-228.

Jeder amerikanische Gymnasiast weiß, was einen Puritaner auszeichnet: Es ist die Sittenstrenge, der religiöse Fanatismus, das Freudlose und Moralinsaurere. Ein Puritaner arbeitet bis zum Umfallen und ist sexuell verklemmt. Mit einem Wort: Puritaner sind nicht cool. Trotz dieser schlechten Eigenschaften weiß der high-school Absolvent aber auch, besonders wenn er im Geschichtsunterricht nicht so genau aufpasste, dass die Puritaner sozusagen Amerika gründeten. Im Jahre 1620 sollen sie die ersten Engländer gewesen sein, die an der amerikanischen Küste landeten. Kaum hatten die pilgrim fathers, wie sie später genannt wurden, ihr Schiff, die Mayflower verlassen, sollen sie einen weiteren Grundstein gelegt haben. Sie feierten Thanksgiving. Dieses Fest avancierte zu einer eminent wichtigen amerikanischen Institution, durch die alljährlich am vierten Donnerstag des Novembers unzählige Truthähne zu Tode kommen. Thanksgiving ist das wichtigste Familienfest der USA, das Weihnachten in den Schatten stellt.

Beide Gründungsakte, jener der Besiedlung und jener des Festes Thanksgiving, werden jedoch zu Unrecht den Puritanern zugesprochen. Ihnen kam nämlich eine andere Gruppe englischer Kolonisten zuvor, die sich schon 1607 im heutigen Virginia niederließen und eine Siedlung errichteten, der sie zu Ehren ihres Königs den Namen Jamestown gaben. Die Puritaner wollten und sollten nach Auflage des Königs eigentlich auch dorthin, doch aufgrund eines Navigationsfehlers landete man dreihundert Seemeilen nördlicher in Cape Cod im heutigen Mas-

sachusetts. Da man genug hatte von der dreimonatigen Reise, blieb man und gründete Plymouth Plantation. Dem König war es Recht. Auch der Truthahn-Massenmord im November geht nicht auf die Puritaner zurück, sondern ebenfalls auf die Jamestown-Siedler. Ihr Kapitän, der sie sicher über den Atlantik geführt hatte, ein John Woodlief, feierte schon 1608 Thanksgiving und huldigte damit der europäischen Sitte des Erntedankfestes. Dabei soll selbst gebrannter Whisky serviert worden sein.

Amerikanische Historiker können noch so oft auf diese Tatsachen hinweisen. Ihre Landsleute wollen sie nicht zur Kenntnis nehmen. Die pilgrim fathers bleiben die founding fathers, womit eigentlich die Verfassungsväter gemeint waren, und damit die Gründer der Neuen Welt. So ist das mit Mythen; sie gehorchen anderen Gesetzen als jenen der historischen Wahrhaftigkeit.

Über die Puritaner, das müssen wir eingestehen, sind Mythen, also Unwahrheiten im Umlauf. Das kann jeder Gruppierung, die Geschichte gestaltet, passieren, doch die Puritaner trifft es härter als andere, da über sie fast ausschließlich Unwahrheiten kursieren. Niemand sonst in Amerika, noch nicht einmal der legendäre Cowboy, wird mit so vielen Fehltrteilen maltrahiert wie die armen Puritaner. Alles, was wir heute noch über sie zu wissen glauben, egal ob es positive oder negativ ausfällt, ist meistens falsch. Im günstigsten Falle liegt es haarscharf neben der Wahrheit. Die häufigsten Fehltrteile möchte ich Ihnen vorführen.

Doch vor dem Falschen das Richtige. Wer waren sie denn wirklich, jene, die als Puritaner beschimpft, 1620 die Küste der Neuen Welt erreichten. Es war eine extreme Randgruppe der anglikanischen Kirche mit politisch umstürzlerischen Ideen. Im Mutterland wurden sie deshalb verfolgt. Die Radikalsten der Radikalen fanden sich in der Gemeinde des englischen Städtchens Scrooby, und weil

ihnen ihr Leben lieb war, flohen sie ins tolerante Holland und von dort - mit Duldung des englischen Königs - in die Neue Welt.

Das war nicht die erste Flucht. Davor hatten die Puritaner in Genf Exil gesucht beim Reformator Calvin, der den englischen Puritanismus entscheidend beeinflusste. Die englischen Flüchtlinge übernahmen das tragende Dogma des Calvinismus, ein Dogma, das diese Religion von allen anderen Protestanten unterschied. Das Dogma der Erwähltheit. Der Mensch, so die zentrale Aussage, sei von Natur aus unrettbar verdorben und korrupt (*natural depravity*), sozusagen der geborene Sünder. Gott habe jedoch eine kleine Gruppe ausgewählt, die *elect* oder *saints*, die er gleichsam vor der eigenen Schlechtigkeit schütze, sodass sie ohne eigenes Zutun Paradies-Tauglichkeit erlangten.

Diese grausame Willkür- oder Gnadenreligion, die innerhalb der protestantischen Kirchen wie ein Fremdkörper wirkt, kennt keine irdische Prüfung, weder die katholische Sündenabstinenz noch den unerschütterlichen Glauben Luthers. Die Auswahl steht vielmehr, unabhängig vom Verhalten der Betroffenen, von Urbeginn an fest. Diese Erwähltheitslehre ist der Dreh- und Angelpunkt, der für die Höhen und vor allem Tiefen des Puritanismus verantwortlich ist. Mit der Konsequenz, dass sich der Puritaner als gänzlich ohnmächtig erlebt. Ihm ist verwehrt, sich den Himmel durch mustergültigen Lebenswandel zu verdienen. Zur Tatenlosigkeit verurteilt, treibt ihn die Ungewissheit um, ob er zu den Erwählten gehört oder nicht. Mit verlässlicher Sicherheit, so hört er von der Kanzel, wird er das nie wissen.

Sie können sich vorstellen, dass dieses wenig menschenfreundliche Dogma wie ein Felsbrocken auf den Gläubigen lastete. Auch für die Geistlichen wird es nicht einfach gewesen sein, über die menschliche Ohnmacht zu predi-

gen. Sie konnten den Gläubigen mit keinem Anreiz locken, sich der Sünde zu enthalten. Warum sollte er, wenn alles doch schon entschieden war? Dem Prediger bleibt nur die Drohung, vor der Strafe Gottes schon hier auf Erden.

An diesem Dogma rieb sich der Puritanismus permanent. Seit den Anfängen wurde immer wieder versucht, es abzumildern, was dann auf Synoden abgeschmettert wurde. Die ersten Versuche gab es schon in Genf. Eine andere Strategie, dem Dogma seinen Stachel zu nehmen, bestand darin, dem Gläubigen eine Art Test an die Hand zu geben, mit dessen Hilfe er seine Erwähltheit erkennen konnte. Wer in sich zuerst eine tiefe Verzweiflung im Angesicht der eigenen Schlechtigkeit spürte, die dann in eine mächtige Hoffnung auf Gottes Gnade umschlug, der sollte Aussichten haben, erlöst zu sein. Dieser Test konnte aufgrund von selektiver Wahrnehmung und Autosuggestion nur positiv ausgehen. Obwohl andererseits von der Kanzel versichert wurde, dass man es mit letzter Sicherheit nie wissen würde.

Die Geschichte des Puritanismus ist die des Kampfes um das Dogma der Erwähltheit, der um 1720 endgültig verloren ging. Die richtigen, echten, orthodoxen Puritaner gab es also nur 100 Jahre lang. Für Extremsituationen wie Verfolgung und Überlebenskampf mochte das Dogma getaugt haben, doch für den Zustand der Normalität war es zu belastend. So nimmt es nicht Wunder, dass die Erwähltheitslehre, sobald es den Siedler gut ging, aufgeweicht wurde. Um 1720 bröckelte sie ganz, und die puritanischen Kolonien schwenkten in den *mainstream protestantism* ein.

Soweit die Wahrheit, jetzt die Fehlurteile.

1776 lösten sich die Bewohner der Neuen Welt von England. Sie bildeten einen eigenen Staat und eine eigene

Nation. Man war nicht mehr Kolonist, sondern Amerikaner. Nationen lieben Gründungsmythen, die gerne von Taten großer und tapferer Menschen berichten. Nationen müssen sich ihrer eigenen Geschichte vergewissern. Alles das begann in den USA mit Beginn des 19. Jahrhunderts.

Zu dieser Zeit stellt sich der Historiker George Bancroft der staatstragenden Aufgabe, die koloniale Vergangenheit aus der Perspektive der gerade gewonnenen Souveränität zu deuten. Seine zwischen 1834 und 1876 erscheinende zehnbändige *History of the United States* löste diese Aufgabe insofern genial, als sie die Revolution, also die Abspaltung vom Mutterland, auf die Freiheitsliebe der unbeugsamen und martialischen Puritaner zurückführte. Dabei schlug Bancroft zwei, wenn nicht drei Fliegen mit einer Klappe. Es wurde erstens die Gegenwart aus der Vergangenheit begründet, was Historiker schätzen; zweitens wurde eine gründungsmythische Einheit konstruiert, denn die angeblich ersten Siedler waren gleichzeitig die geistigen Begründer der Unabhängigkeit – die pilgrim fathers waren also die founding fathers – und drittens wurde der Grundstein zu einer amerikanischen Eigenschaft gelegt, der Freiheitsliebe. Diese Eigenschaft blieb bis zu Bush, in dessen Reden kein Wort häufiger vorkommt als liberty.

Bancroft wurde durch den Schriftsteller Nathaniel Hawthorne unterstützt, der in seinen Werken ein ähnliches, wenn auch kritischeres Puritanerbild entwarf. Zwar konzidierte auch er Freiheitsliebe und Unbeugsamkeit, wies aber auf die Kehrseite der Medaille, dass die Puritaner nämlich Andersdenkende sofort aus ihren Kolonien verbannt hätten und engstirnig, intolerant und auch grausam gewesen wären. Mit dieser Kritik hatte Hawthorne durchaus Recht. Die echten, ersten Puritaner waren intolerante Sektierer.

Was aber sagen wir zu Bancrofts und teilweise auch Hawthornes These, dass die Revolution ein puritanisches Erbe war? Pragmatische, logistische als auch intellektuelle Gründe sprechen dagegen. Die Puritaner beherrschten nur zwei Kolonien, Massachusetts und Connecticut. Kulturell und was die geistigen Aktivitäten betraf, waren sie den anderen Kolonien weit überlegen – beispielsweise wurde schon 1632 die theologische Hochschule Harvard gegründet. Diese Überlegenheit zahlte sich aber nicht in einer interkolonialen Führungsposition aus. Die Puritaner blieben unter sich und wurden außerhalb ihrer Grenzen weder missionarisch noch politisch agitatorisch tätig. Wie es überhaupt zwischen den Kolonien wenige Kontakte gab. Kurzum: Zur Kolonialzeit hatten die puritanischen Kolonien keinerlei Einfluss.

Das soll nicht heißen, Massachusetts und Connecticut hätten sich, als es soweit war, nicht an der Revolution beteiligt, wie sich an der Boston Tea Party unschwer erkennen lässt. Diese Teilnahme aber fand zu einer Zeit statt, als der eigentliche Puritanismus, der des Erwähltheitsdogmas, nicht mehr existierte. Man war längst ins Lager der protestantischen Mehrheit zurückgekehrt. Dort angekommen, tat man, was alle protestantischen Varianten taten: Man öffnete sich dem neuen Gedankengut, das durch die Aufklärung heraufzog. Ohne Aufgabe des Erwähltheitsdogmas wäre das nicht möglich gewesen. Denn die Aufklärung favorisierte das Bild eines mündigen und durch Vernunft geleiteten Menschen, während das Dogma menschliche Ohnmacht und Korruption betonte. Das aufklärerische Gedankengut, da ist sich die Forschung einig, ist der Träger der amerikanischen Revolution. Sie kam nicht auf Druck der Straße zustande, sondern durch Einsicht von Intellektuellen, die ihren Voltaire und Tom Paine gelesen hatten. Kurzum: Wenn Puritaner an der Revolution beteiligt waren, dann nur solche, die das ursprüngliche finstere Menschenbild aufgeben hatten.

Soweit das Fehltril des revolutionären und freiheitsliebenden Puritaners. Als nächstes betrachten wir den kapitalistischen Puritaner. Ein Deutscher, der Soziologe Max Weber, hat die zweifelhafte Ehre, dieses Fehltril unters Volk gebracht zu haben. Ab 1906 nahm es Gestalt an und wurde zur Grundlage des berühmten Buches *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*.

Aus einer in Deutschland erhobenen Statistik hatte Weber zur Kenntnis genommen, dass protestantische Unternehmer erfolgreicher wären als katholische. Da er in einer Zeit lebte, die am Phänomen des Kapitalismus interessiert war, für das Marx die Augen geöffnet hatte, brachte ihn diese Statistik, deren Richtigkeit er nicht bezweifelte, auf eine entscheidende Idee: Er sah einen Zusammenhang zwischen Protestantismus und Kapitalismus. Mit dieser Idee war er auch methodisch auf der Höhe der Zeit. Sein französischer Kollege Emil Durkheim hatte soeben die Religionssoziologie entwickelt, und Weber folgte ihm insofern, als er eine Religion und eine Wirtschaftsform zusammenbrachte.

Seine Idee setzte allerdings deutliche Unterschiede zwischen Protestantismus und Katholizismus voraus. In der Hauptsache fand Weber zwei. Erstens der größere Stellenwert der beruflichen Arbeit. Schon bei Luther ist sie positiver besetzt als im Katholizismus, der Arbeit eher als Fluch sah, den sich Adam und Eva durch das Verzehren des Apfels eingehandelt hatten. Zweitens diagnostizierte Weber eine "innerweltliche Askese", die er der außerweltlichen des Katholizismus entgensetzte. Der Höhepunkt katholischer Frömmigkeit war das Ordensgelübde, also der völlige Rückzug aus der Welt ins Kloster. Deshalb außerweltlich. Orden kannten die Protestanten nicht, wohl aber lebten die Frömmsten ebenfalls asketisch, aber ohne der Welt den Rücken zu kehren. Beides, sowohl die Berufsausübung zum Lobe Gottes, als auch die asketi-

sche Sparsamkeit, die als Nebeneffekt Kapital anhäufte, war laut Weber gut fürs Geschäft.

Die für diese Kriterien deutlichste Form des Protestantismus glaubte Weber bei den Puritanern entdeckt zu haben. Sie sollten besonders asketisch gewesen sein. Darüber hinaus hätten sie aber noch einen besonderen Grund gehabt, ihr Leben mit Erfolg zu krönen. Durch die Erwähltheitslehre sah sich das Individuum immer vor die Frage gestellt, gehöre ich zu den Erretteten oder nicht. Soweit hat Weber Recht. Beim Ringen um die Antwort seien die Beunruhigten auf den Gedanken verfallen, und hier hat er Unrecht, dass am weltlichen Erfolg die Geneigtheit Gottes abzulesen sei. Wenn die Puritaner diese Überzeugung gehabt hätten, so wäre bestimmt, da ist Weber Recht zu geben, Arbeit und Leistung steil angestiegen. Leider nur stimmt es nicht. Weber kann seinen psychologisch so ausgefuchsten Einfall an keiner Quelle nachweisen. Die puritanische Lehre kannte zwar den Erwähltheitstest, wie ich ihn genannt habe, doch der war nicht so platt materialistisch. Weltlichen Erfolg galt nie als Anzeichen der Erwähltheit, was ja auch nicht zur Tugend der Askese passen würde.

Aber auch diese Behauptung der Askese trifft nicht zu. Wodurch hätte sie begründet sein sollen. Weber greift bei dieser Behauptung auf ein altes englisches Bild des Puritaners zurück. Die Puritaner hatten die protestantische Schmucklosigkeit der Kirchen und Gewänder noch gesteigert. Daher auch der Name puritan, von pure gleich rein. Seitdem gelten sie als sauertöpfische Asketen. Zu lachen hatten sie allerdings auch nichts, denn sie wurden ja geächtet und verfolgt.

Webers hauptsächlicher Gewährsmann für den Zusammenhang von Puritanismus und Kapitalismus ist der erfolgreiche Geschäftsmann Benjamin Franklin. Dieser sagt in seiner von Weber benutzten Autobiographie zwar, er

sei von seinen Eltern puritanisch erzogen worden, er sagt aber auch, dass er mit der Religion seiner Eltern brach und sich mit der Vernunftreligion der Aufklärung anfreundete. Franklin war also kein Protestant, sondern ein moderner konfessionsloser Christ, der einem säkularisiertem Glauben anhing. Sicherlich besteht bei ihm eine Übereinstimmung zwischen Ethik und Geschäftsgebaren, doch es ist nicht die protestantische Ethik, sondern die säkulare bürgerliche Moral. Nachdem der Feudalismus in den USA nie Einzug hielt, ist Franklin der erste Verkünder einer bürgerlichen Mentalität, die an soziale Mobilität glaubt. Wenn man so will, ist Franklins Autobiographie ein Lehrbuch des frühen mittelständischen Kapitalismus.

Hätte sich Weber auf Franklin beschränkt und hätte er sein Buch "Die bürgerliche Moral und der Geist des Kapitalismus" genannt, so hätte er Recht behalten. So aber gehört er in die Reihe der Mythenbildner. Dank seiner These gelten die Puritaner bis heute als asketisch und geschäftstüchtig. Doch sie waren nicht asketischer und geschäftstüchtiger als die Anglikaner, die Baptisten oder was es sonst noch für Religionen gab. In Massachusetts wurden im 17. Jahrhundert sogenannte sumptuary laws erlassen, Luxusgesetze, die es dem einfachen Volk verboten, teure Kleidung zu tragen. Daraus schließen wir zunächst, dass man sich in allen Schichten nicht asketisch kleidete. Selbst in den unteren Schichten nicht. Dazu musste man, und jetzt kommen wir zur Geschäftstüchtigkeit, natürlich die Mittel besitzen. Das scheint der Fall gewesen zu sein, sonst wären die Gesetze nicht nötig gewesen. Dieses Indiz reicht aber nicht aus, um die größere Geschäftstüchtigkeit der Puritaner zu beweisen. Dazu müsste man Vergleiche zwischen den Konfessionen anstellen, was noch niemand versuchte. Aber selbst dann bliebe der Rückschluss gewagt, dass die speziellen Ethik den größeren Reichtum zu verantworten hätte. Vielleicht waren in Mass. und Connecticut nur die Böden besser oder die Häfen einfacher zu erreichen.

Damit zum nächsten Fehltrick!

Etwa 10 Jahre nach Webers These, also zu Beginn der Moderne, so ab 1920, trat in den USA eine kleine Gruppe unzufriedener Kulturschaffender auf den Plan, die *young intellectuals*. Sie bezichtigten Amerika der Kunst- und Kulturlosigkeit. Amerika, so tönten sie, ersticke jede Geistigkeit im Materialismus. Sie griffen damit einen Vorwurf auf, den schon die Schriftsteller Hawthorne und Henry James erhoben hatten. James kritisierte nicht nur, sondern handelte. Er kehrte seiner kulturlosen Heimat den Rücken und siedelte sich im kulturgeprägten Europa an, und zwar in London. Andere Literaten wie Gertrude Stein, Fitzgerald und Hemingway zogen nach Paris, und inszenierten sich als Kulturflüchtlinge.

Hawthorne und James hatten die Geschichtslosigkeit der Neuen Welt für die angebliche Kulturmisere verantwortlich gemacht. Amerika hätte eben keine alten Gebäude und Kunstschatze, und deshalb wäre es, sozusagen zwangsläufig, kulturlos. Die *young intellectuals*, insbesondere Van Wyck Brooks und der Philosoph George Santayana, verwiesen auf eine weitere Ursache. Sie ahnen, was kommt. Natürlich die Puritaner sind Schuld. Ihre Verachtung des Theaters und der bildenden Künste sowie ihre asketische Lebensführung hätten ein den Künsten ungünstiges Klima geschaffen. Der Spötter Mencken stimmte in den Chor ein und definierte den Puritaner über "the haunting, haunting fear that somewhere, someone may be happy". (Der Puritaner lebe in ständiger Furcht, irgendwo könne sich irgendwer amüsieren.) Hätten die *young intellectuals* Webers Thesen gekannt, so hätten sie ihre Kritik damit abgerundet.

Dieses neue Puritaner-Bild der *young intellectuals*, das sich, wie wir sahen, aus neuen und alten Teilen zusammensetzte, drang in anderer Form auch in weniger intel-

lektuelle Schichten. In dieser Zeit der frühen Moderne wurde unter anderem auch um sexuelle Befreiung gerungen. Psychologen boten Aufklärung; Aktivisten kämpften für Verhütungsmittel und Sigmund Freuds Auftritt in den USA im Jahre 1909 heizte die Diskussion weiter an.

Gerne griffen die Sexual-Revolutionäre die Puritanismus-Schelte der *young intellectuals* auf, unterzogen sie allerdings ein Modifizierung: Die Prüderie in Amerika, so hieß es jetzt, sei ein puritanisches Erbe. Wie keine andere zuvor, machte diese neue Behauptung Karriere, und sie gilt bis heute. Sie ist vielleicht das am häufigsten benutzte Fehltriteil. Sie drang sogar bis Europa. Wenn wir Europäer das Hotelschwimmbad mit unserer beinfreien Badehose beschwimmen, ernten wir bei den Einheimischen missbilligende Blicke, die wir sofort als puritanische Prüderie diagnostizieren. Ihren letzten großen Auftritt hatte diese Behauptung während der Diskussion um Clintons vielseitige Sexual-Ausrutscher. Diejenigen, die den moralischen Zeigefinger gegen den pubertierenden Präsidenten erhoben, wurden umgehend als Puritaner abgestempelt.

Waren die Puritaner prüde? Der Historiker Richard Godbeer antwortet mit einem klaren Nein. Er hält sie im Gegenteil für ausgesprochen sexy und nennt sein Buch *Sexual Revolution in Early America* (2002). Edmund S. Morgan hatte schon 1942 eine ähnliche Auffassung vertreten. Gehen wir die einzelnen Belege durch. Die Kirchenregister zeigen, dass die sittenstrengen Puritaner mit genauso vielen unehelichen Kindern gesegnet waren wie Katholiken oder sonstige Protestanten. Das mag vielleicht nicht überzeugen, denn wahrscheinlich muss man einen Unterschied machen zwischen inszenierter Prüderie und wirklicher Enthaltbarkeit.

Doch, wer hätte das gedacht, Godbeer meint herausgefunden zu haben, dass ausgerechnet die Puritaner Anhänger und sogar Verkünder lustvoller Geschlechtlichkeit

waren. Dass soll vor allem daran gelegen haben, dass man glaubte, nur ein richtiger und beidseitiger Orgasmus führe zur Befruchtung. Dieser konsequenzenreiche Irrglaube war vermutlich die Idee einer Frau, aber sie wurde fester Bestandteil des kollektiven Wissens. 1622 veröffentlichte der Geistliche William Gouge in London ein Buch mit dem Titel *Of Domesticall Duties*, also *Über die häuslichen Pflichten*, das eine Art Ehe-Ratgeber für Frauen war. Dort schrieb er über die sexuelle Pflicht der Frau: It "must be performed with good will and delight, willingly, readily, and cheerfully." Ich versuche eine Übersetzung im Geiste der Zeit: Man muss sich der ehelichen Pflicht eifertig, voller Bereitschaft und gutem Willen, mit Freude und Heiterkeit unterziehen. Allerdings habe ich meine Zweifel, ob Godbeer uns hier nicht einen Anglikaner unterschiebt, denn der genannte Gouge bekleidete für einen Puritaner eigentlich zu viele Ämter in England.

Wie dem auch sei: Diese Töne des 17. Jahrhunderts sind andere als wir zur Zeit der Prüderie-Schelte im viktorianischen England hören. Dort riet die Mutter der Tochter vor der Hochzeitsnacht: Close your eyes and think of England. Des weiteren ist die nur bei den Puritanern bekannte Sitte des *bundling* zu erwähnen. Die Eltern erlaubten ihrer mannbaren Tochter, den Freier mit nach Hause zu bringen, wo die beiden in einem Zimmer nächtigten. Nichts charakterisiert den wahren Puritaner mehr als diese Sitte. Er wusste aufgrund des Erwähltheitsdogmas, dass die Menschen Sünder sind. Also wusste er auch, dass seine Tochter sündigen würde – es sei denn die Gnade Gottes schütze sie – und wenn sie es denn tat, so wollte der Vater wissen mit wem, so dass er bei einer Schwangerschaft den Jüngling am Kanthaken hatte und zur Ehe drängen konnte.

Noch ein letztes Beispiel: In der Gemeinde New Haven, wo heute die Universität Yale steht, ist das Scheidungsbegehren einer Frau aktenkundig, die sich von ihrem "un-

performing husband" trennen wollte. Das kann man in seinem perfekten Euphemismus nicht übersetzen! Der Mann vollzog also die Ehe nicht, vielleicht weil er impotent war. Von einem solchen Leistungs-unwilligen oder unfähigen Ehemann konnte man auch nach katholischem Recht geschieden werden. Ungewöhnlich war der Fall aber deshalb, weil die Frau unfruchtbar war. Da es den Konfessionen um Nachwuchs ging, hätte sich eine unfruchtbare Frau nie von einem Gatten trennen dürfen. Ein katholisches Familiengericht oder der protestantische justice of the peace hätte jedes Begehren einer Unfruchtbaren zurückgewiesen. Nicht so die puritanische Gemeinde, welche die Scheidung aussprach und damit das Recht der Frau auf nachwuchs-unabhängige Sexualität bestätigte.

Der Spötter Mencken ist also widerlegt: Zumindest beim Sex waren die Puritaner cheerfull and happy.

Vielleicht werden durch die historische Forschung noch weitere Details ans Licht kommen, welche vielleicht Beate Uhse alt aussehen lassen. Doch abgesehen davon, müsste eigentlich von den Glaubensinhalten her klar sein, dass Prüderie und Puritanismus nicht zusammen passen. Sie passt überhaupt nicht zum Dogma natürlicher Verderbtheit und universaler Sündhaftigkeit. Der Ausgangspunkt von Prüderie ist vielmehr ein zu edel geratenes Menschenbild, wie es sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte. Diese Epoche, die in Deutschland Biedermeier und in England Viktorianismus heißt, in den USA aber ohne einen solchen Namen ähnlich stattfand, stilisierte die Frau zu einem geschlechtslosen Wesen. Man praktizierte sexuelle Zurückhaltung, da man keine Widerlegung dieser Annahme riskieren wollte.

Zu dieser Deutung passt der Hinweis Godbeers, dass während der Revolutionszeit, also nach dem eigentlichen Puritanismus, die Sitten strenger wurden. Mit der Auf-

klärung, deren herausragendes Zeichen in den USA die Loslösung von England ist, beginnt die Bürgerlichkeit, welche ab der Mitte des Jahrhunderts die Stilisierung der Frau betreibt und mit ihr die Prüderie. Das löste gegen Ende des Jahrhunderts Gegenreaktionen aus, die gerne auf den Puritanismus zurückgriffen, der in dieser Zeit sowieso am Pranger stand.

Die Puritaner werden noch mit einem weiteren Fehltrug belegt, mit dem ich schließen möchte. Derzeit hat es wieder Konjunktur. Präsident George W. Bush nannte den Krieg gegen den Irak a crusade, einen Kreuzzug. Das suggeriert, er hätte von Gott dazu den Auftrag erhalten. Bush versteht sich als Menschheitsbeglückter, der, wenn auch mit Feuer und Schwert, den arabischen Völkern die Segnungen der Demokratie bringt. Er steht mit dieser Sicht der Dinge in einer langen Tradition, in welche sich Amerikas Beteiligung an den beiden Weltkriegen, dem Vietnamkrieg und Aktionen in Südamerika einreihen lassen. Amerika versteht sich als redeemer nation. Die wie Christus die Erlösung bringt. Die Erlösung von der Tyrannei. Dieses prototypisch-amerikanische Sendungsbewusstsein soll auf die Puritaner zurückgehen.

So verbreitet diese Behauptung ist, so spärlich sind die Belege. Zitiert wird immer nur einer. Er stammt aus einer Predigt des John Winthrop, die er 1630 an Bord der Arabela hielt, kurz bevor man die Neue Welt erreichte. Die zu gründende Siedlung, aus der bald Boston erwuchs, solle, so drückte er sich aus, "a city upon the hill" werden, also ein neues Jerusalem, das der Menschheit ("the eyes of all people upon us") den perfekten Gottesstaat vor Augen führen solle. Das klingt sendungsbewusst, war aber mehr Gründungsrhetorik als praktisches Programm. Der Gottes-Staat wurde zwar errichtet, aber nicht vor den Augen der Welt. Die Puritaner stiegen von ihrer Stadt auf dem Hügel nicht herab, um andere Kolonien zu missionieren oder irgendwie auf sich aufmerksam zu machen.

Sie blieben vielmehr für sich, verbannten Andersdenkende wie Anglikaner oder Quäker und waren froh, wenn man sie in Ruhe ließ. Die Puritaner waren Sektierer und keine Missionare.

Das typische amerikanische Sendungsbewusstsein, das wäre ein weiterer Einwand, ist nicht religiös, sondern säkular und politisch. Sein Ziel ist die Demokratie. Oft wird es zwar, wie wir bei Bush sehen, religiös verbrämt, das aber ist Rhetorik. Diese Art der Sendung lässt sich einfacher, direkter und einleuchtender aus der amerikanischen Revolution und der sich an sie anschließenden Demokratisierung begründen. Diese setzte mit Nachdruck ab 1820 unter Präsident Andrew Jackson ein. Die Historiker sprechen von *Jacksonian Democracy*. Jetzt setzte das Pathos der Volkssouveränität ein, und das nationale Selbstverständnis beginnt, aus dieser Quelle zu schöpfen. Jetzt war Amerika stolz auf seine moderne Staatsform. Die *Jacksonian Democracy* legt mithin den Grundstein des amerikanischen Sendungsbewusstseins.

Im Nachklang zur *Jacksonian Democracy* popularisierte der Chefideologe der *democratic party*, ein John L. O'Sullivan den Begriff *manifest destiny*. Es sei die manifeste, also offensichtliche, auf der Hand liegende Bestimmung der USA, so schrieb er ab 1840 in Leitartikeln, die demokratische Gesellschaftsordnung auf dem nordamerikanischen Kontinent zu verbreiten. Dazu müsse man die Gebiete, die Spanien und Mexiko gehörten, annectieren. Im Begriff *manifest destiny* verbindet sich somit Menschheitsbeglückung und Imperialismus, wie es bis zu Bush geblieben ist. Hier liegt also die Quelle des Sendungsbewusstseins, das, so sehen es die Europäer und die kritischen Amerikaner, Machtpolitik als Demokratisierungsauftrag tarnt. Das den Puritanern in die Schuhe zu schieben, ist wieder einmal falsch.

Fazit. Das Vergangene wird gerne von und für die Gegenwart instrumentalisiert. Ohne Rücksicht auf die historische Wahrheit, wird es neu gedeutet, damit es für das Hier und Heute Aussagen macht. In den USA sind vor allem die Puritaner Opfer solcher Instrumentalisierungen geworden. Warum gerade sie? Ganz einfach: Die Neue Welt, die so wenig Vergangenes besitzt, das weit zurückliegt und sich im Dunkel der Geschichte verliert, kann nicht wählerisch sein. Von diesem Wenigen empfehlen sich die Puritaner, denn sie stellen etwas Besonderes dar. Diesem Besonderen huldigt man, auch wenn die Huldigungen ihren Gegenstand mit unter stark entstellen.